Würde ist kein Privileg

Es ist laut, die Kinder streiten sich und ein Erzieher brüllt. So hat sich unser Autor Ende der 1960er-Jahre einen antiautoritären Kinderladen nicht vorgestellt. Warum er findet, dass Autoritäten für Kinder wichtig sind und warum es dafür Gleichwürdigkeit braucht, lesen Sie hier.

LOTHAR KLEIN

Wir schreiben das Jahr 1969. Als Neunzehnjähriger mache ich ein Praktikum in einem antiautoritären Kinderladen. Lange habe ich mich darauf gefreut. Ich habe zuvor das Buch des Engländers Alexander S. Neill „Antiautoritäre Erziehung. Das Projekt Summerhill“ nicht nur gelesen, sondern regelrecht verschlungen. Aus diesem Grund habe ich mich um einen Ferienjob für drei Wochen im besagten Kinderladen bemüht.

Fünf Erwachsene, mit mir sechs, dazu circa dreißig Kinder, füllen die noch vor Kurzem als Wohnung genutzten drei Räume. Es ist extrem laut. Die Kinder rennen herum. Manche beschmieren sich und die Möbel mit Fingerfarbe, andere streiten sich. Ein Junge sitzt allein auf dem Fußboden und versucht, ein Puzzle zu legen. Er wird aber ständig von anderen Kindern gestört. Ich komme mir etwas überflüssig vor.

Was ich denn tun solle, frage ich einen der anwesenden Betreuer. Er meint: „Erst einmal gar nichts. Wir helfen nur, wenn es notwendig wird.“ Kaum hat er seinen Satz beendet, brüllt er in den Raum: „Ruhe jetzt! Sonst gehen wir nicht raus!“ Der Effekt ist gleich null. Meinen skeptischen Blick beantwortet er mit: „So sind sie halt, die Kinder. Wir wollen hier aber nicht repressiv vorgehen.“

Ein heftiger Streit dreier Kinder verhindert ein weiteres Gespräch – er blockiert alles andere. Als etwas später alle „an die frische Luft“ gehen, bin ich erleichtert. Völlig erschlagen komme ich nachmittags nach Hause. So hatte ich mir das Projekt „Antiautoritäre Erziehung“ nicht vorgestellt – eine Mischung aus Beziehungslosigkeit, Laissez-faire und Willkür. Und, das weiß ich heute, so war es auch nicht in Summerhill bei Alexander S. Neill. Sein Buch zu lesen, lohnt sich noch immer. Ich aber war damals verwirrt: Braucht es vielleicht doch mehr autoritäre Strukturen? Oder noch weniger?

„Das Gefühl, als ganze Person falsch zu sein, war wohl das Schlimmste.“

Ellenbogen vom Tisch!

Dabei hatte ich 1969 wahrlich genug von Fremdbestimmung und erwachsener Willkür, von Gehorsam und Unterordnung. Dem war ich als Kind nämlich fast ununterbrochen ausgesetzt. Besuche bei Verwandten bedeuteten: Kleidung tragen zu müssen, die ich nicht wollte, sich erst hinzusetzen, wenn die Erwachsenen sitzen, „ordentlich“ zu sitzen und still zu sein, als Kind auf keinen Fall als Erster zum Kuchen zu greifen, die Gabel nur in der rechten Hand zu halten und „richtig herum“, den Ellenbogen vom Tisch zu nehmen, Erwachsenen keine „Widerworte“ zu geben, warten zu müssen, bis alle mit dem Essen fertig sind, „schön“ guten Tag, danke, bitte und auf Wiedersehen zu sagen und – zumindest bei Fremden – dabei die Hand zu geben und einen Diener zu machen. Und besonders wichtig:

> Erwachsene beim Reden zu unterbrechen, kam einem Kapitalverbrechen gleich. Und zog unmittelbare Ermahnungen meiner Eltern auch dann nach sich, wenn sie gar nicht involviert waren.

Überhaupt wurden alle, auch die kleinsten Abweichungen, geahndet. „Wollen“ durften wir gar nichts, „möchten“ nur, wenn die Stimmung gut war, um etwas „bitten“ war manchmal erlaubt. Es gab nichts, was nicht auf irgendeine Weise detailliert geregelt war.

Ich habe noch heute die Worte meiner Mutter im Ohr, die sie nicht müde wurde zu betonen: „Sei schön brav und anständig!“ Brav genug war ich offensichtlich nie. Weshalb sonst hätte sie mich dauernd dazu ermahnen müssen? Erwachsene waren jedenfalls Götter, denen man sich als Kind unterzuordnen hatte – und denen man dafür auch noch dankbar sein musste.

All das hatte Folgen. Eines meiner Grundgefühle als Kind war die Angst, etwas Falsches zu tun und dabei erwischt zu werden. Das ging so weit, dass mich diese Angst auch umgetrieben hat, wenn es gar niemanden gab, der oder die mein Tun bewertet hat oder ahnden wollte. Es war sozusagen eine verinnerlichte vorauseilende Angst, ich könnte etwas falsch gemacht haben. Diese Angst zog sich durch meinen gesamten Alltag:

> Ich erinnere mich noch daran, dass ich einmal nur haarscharf an einem Fahrradunfall vorbeigeschrammt bin. Tagelang hatte ich Angst, dafür bestraft oder gar zum Schuldirektor gerufen zu werden und mich auch dieser maßregeln würde. Nichts von alldem passierte. Aber die Angst, es könnte passieren, quälte mich. Ich wollte den Erwartungen der Erwachsenen stets genügen.

Heute denke ich, es war freiwillige Unterwerfung – aus Angst vor Liebesentzug und Bestrafung. Das ständige Gefühl, als ganze Person falsch zu sein, war wohl das Schlimmste daran. Bestrafungen gingen vorüber. Das Gefühl, ständig zu versagen und nicht zu genügen, aber nicht.

Balanceakt mit Folgen

Mit den Jahren habe ich mich daher darin perfektioniert herauszufinden, was ich tun musste, damit die Erwachsenen mit mir zufrieden waren. Sicher auch eine gute Übung der Empathie. Ich musste ja häufig erspüren, was sie wollten und erwarteten. Manchmal wurde ich ohne weitere Erläuterung mit den Worten bestraft, ich wisse ja sicher, wofür. Also musste ich es selbst herausfinden. Der Preis dafür: Ich ahnte mit der Zeit nur noch ganz

Bild: © gettyimages/the_burtons

Zuhören, Ansichten ernst nehmen, gemeinsam Lösungen finden – auch und gerade, wenn man nicht einer Meinung ist. Das macht Gleichwürdigkeit aus. Und die ist das Zentrum einer richtig verstandenen Autorität.

unbestimmt, was ich selbst wollte. Ich hatte keine Gelegenheit, das zu formulieren – und schon gar keine, auszuprobieren, wie ich es erreichen konnte.

> Ich habe also mehr und mehr meine eigenen Bedürfnisse, Wünsche und Werte aus den Augen verloren. Und irgendwann wusste ich nicht mehr, was ich wirklich wollte.

Als es mir gelang, mich aus diesen unseligen Abhängigkeiten zu lösen, musste ich all das mühsam neu lernen. Noch heute spüre ich im Zusammensein mit Autoritäten als ersten Impuls, ihnen genehm sein zu müssen.

Der Balanceakt, die eigenen Bedürfnisse zu leben und zugleich möglichst den Wünschen der Erwachsenen zu genügen, war enorm anstrengend. Hin und her schwankend zwischen dem Schutz meiner eigenen Integrität und der hohen Kooperationsbereitschaft – die alle Kinder mitbringen – musste ich ständig versuchen, beides in Einklang zu bringen. Das gelang wegen der bestehenden Machtverhältnisse nur selten. Dabei habe ich vor allem eines gelernt: Es kann gefährlich sein, Bedürfnisse zu haben, die von den Mächtigen nicht geteilt werden.

> Es immer anderen recht machen zu wollen, erfordert zudem enorm viel Energie. Und meist mündet es in einen krampfhaften Perfektionismus, der sich im Erwachsenenalter verselbstständigt.

Damit einher geht eine andauernde Überforderung. Ich habe irgendwann angefangen zu stottern.

Ehrliches Interesse

Wie ist aus mir dennoch ein eigenständiger Mensch geworden? Ich glaube, entscheidend war, dass es auch Erwachsene gab, die sich mir gegenüber schon damals nicht autoritär verhalten haben. Jesper Juul hat einmal geschrieben:

> „Was Kinder wirklich von uns brauchen, ist eigentlich nur dies: zu wissen, dass es auf der Welt einen oder zwei Menschen gibt, die wirklich daran glauben, dass ich okay bin."

Es gab in meinem Leben immer wieder Menschen, die eine ganz andere Form von Autorität verkörperten. Eine Autorität, die keine als Gehorsam getarnte Unterwerfung fordert. An vier Lehrerinnen und Lehrer erinnere ich mich: einen Klassenlehrer in der Grundschule, eine Deutschlehrerin, einen Gemeinschaftskundelehrer und einen Schuldirektor am Gymnasium.

Als ich neun war, habe ich, wie die meisten Jungs, Briefmarken gesammelt. Mein damaliger Klassenlehrer hat sich ernsthaft dafür interessiert. Er fragte nach und ließ sich zeigen, was sich schon in meinen Alben befand. Ich hatte das Gefühl: Hier unterhalten sich Fachleute. Eines Tages schenkte er mir eine spanische Briefmarke. Pinkfarben war sie, das weiß ich noch genau. Meine Deutschlehrerin am Gymnasium lud mich und ein paar andere zu

Bild: © gettyimages/bojanstory

sich nach Hause ein. Jedes Mal diskutierten wir intensiv unter Gleichen über Literatur. Dasselbe konnte ich mit meinem Gemeinschaftskundelehrer im Unterricht über Politik tun, ohne jemals belehrt zu werden. Und schließlich war da unser alter Direktor. Er war eigentlich politisch konservativ, aber eben auch Humanist. Während eines Schulstreiks gegen den Numerus clausus stellte er sich einer ernsthaften Diskussion vor allen Schülerinnen und Schülern und sah von jedem Verbot ab. Als Redakteur unserer Schulzeitung hatte ich oft das echte Vergnügen, mich mit ihm politisch zu streiten.

Alle diese Menschen waren an mir, an meinen Wünschen, meinen Sichtweisen und Gefühlen aufrichtig interessiert. Keiner von ihnen hat mir jemals das Gefühl gegeben, ich sei falsch:

> Es waren Autoritäten, an denen ich mich gerieben habe. Denen ich aber auch nachgeeifert habe. Nicht von ungefähr begann ich später ein Lehramtsstudium.

Auch im familiären Umfeld gab es solche Menschen, speziell meinen Großvater und eine meiner Tanten. In meiner Erinnerung habe ich, wann immer ich konnte, ihre Nähe vor allem deshalb gesucht, weil ich mit ihnen Gespräche auf Augenhöhe führen konnte – ohne vorsichtig sein zu müssen und ohne Stress. Mein Großvater, ein Oberkellner, war ein begnadeter Geschichtenerzähler. Er erkundigte sich aber auch immer genauestens danach, wie es mir und meinem Bruder ging, was wir in der Schule erlebten, welche Freunde wir hatten und so weiter. Seine Meinung hat er stets formuliert. Aber niemals habe ich von ihm einen Vorwurf gehört oder Herabsetzung erlebt. Niemals hatte ich das Gefühl, seine Auffassungen wären mehr wert als meine. So ähnlich war es bei meiner Tante. Und schließlich gab es in unserer Straße eine Frau, die ich jederzeit besuchen konnte. Was ich bei ihr besonders geliebt habe: Ich durfte ihr bei fast jeder Arbeit helfen. Dabei hatte ich immer das Gefühl, wichtig zu sein. Einmal bin ich hingegangen und habe sie gefragt, ob ich ihr Geschirr spülen darf. „Ja, wenn ich dir nachher einen Kuchen backen darf“, war ihre Antwort. Den haben wir dann gemeinsam gegessen.

Bei diesen Begegnungen brauchte es keine Regeln, Verbote oder Gebote. Die Erwachsenen waren durchaus nicht immer derselben Meinung wie ich. Und ich habe auch nicht immer alles bekommen, was ich wollte. Waren wir unterschiedlicher Auffassung, spürte ich ein ehrliches Interesse an meiner Meinung. Wenn solche Gespräche in ein „Nein“ mündeten, akzeptierte ich das fast immer.

> Auf etwas zu verzichten, was ich gern gehabt hätte, war dann nämlich keine Unterwerfung unter die Erwachsenen. Es war das Resultat von Aushandlungen, die auf Gegenseitigkeit beruhten. Dass die Erwachsenen die Führung dabei innehatten, war nicht schwer zu akzeptieren. Im Gegenteil: Es entlastete mich.

Meine Integrität nahm dadurch keinen Schaden – und ich war nicht ständig damit beschäftigt, sie zu verteidigen. Ich hätte, wenn ich mit etwas nicht einverstanden war oder eine Situation mich überforderte, einfach aus ihr herausgehen können – und das, ohne Beziehungsabbruch oder Strafe zu befürchten. Diese Beziehungen waren gleichwürdig, wie es Jesper Juul später nannte. Gleichwürdigkeit ist übrigens nicht Gleichberechtigung.

Autorität im besten Sinne

Von allen Erwachsenen habe ich mir als Kind Autorität gewünscht – Klarheit, Sicherheit, Authentizität und Verantwortung für mich und für sich selbst. Ich habe mir immer starke Erwachsene gewünscht. Nie habe ich den Machtkampf mit Erwachsenen gesucht. Kam es zum Konflikt, etwa mit meinen Eltern, ging es mir niemals darum, ihnen die Macht streitig zu machen. Die Autorität der Erwachsenen habe ich nie infrage gestellt.

> Es ging mir vielmehr stets darum, mich nicht selbst zu verlieren, um die Wahrung meiner Würde also.

Auch die Erwachsenen, bei denen ich nicht darum kämpfen musste, haben Autorität ausgestrahlt. Aber im Unterschied zu den allermeisten anderen hatte ich bei ihnen stets das Gefühl, selbst etwas wert zu sein, dass auch meine Wünsche etwas galten und dass sich jemand ernsthaft dafür und für mich interessierte.

> Gleichwürdigkeit ist also die Erfahrung, die gleiche Würde zu besitzen wie Erwachsene.

Darauf, dass ich trotz meiner Erfahrungen mit autoritären Strukturen und Menschen auch Feinfühligkeit und soziale Kompetenz entwickeln konnte, hatten natürlich noch weitere Faktoren Einfluss. In meinem Fall war es vor allem die Jugendkultur der 1960er- und 1970er-Jahre, die mich über die damaligen Peergroups stark geprägt hat. Und natürlich musste ich in meinem Leben viel Energie für Selbstreflexion aufwenden, um zu verstehen, was ich wirklich will und was mich antreibt.

> Ich bin jedoch davon überzeugt: Vor allem die Menschen, die mich als Kind gleichwürdig behandelt haben, haben dafür gesorgt, dass aus mir ein passabler Mensch geworden ist.

Die Verwirrung, die mich 1969 im sogenannten antiautoritären Kinderladen beschlich, hat sich letztendlich in Jesper Juuls Konzept der Gleichwürdigkeit aufgelöst. ◀